Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Aus der Arbeit“ einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 50 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6606) pro Vierteljahr M. 2,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
von Montags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mindestens 3maliger Wiederholung ohne Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 85. Dresden, Sonnabend den 13. April 1901. 12. Jahrg.

Vierspännige Wohnungspolitik.

Vor einigen Tagen ist ein großer Teil des guten Druckpapiers, über das der preußische Staatsanzeiger verfügt, durch den Abdruck eines Reskripts von vier Ministern über die Wohnungsfrage für andere Zwecke unbrauchbar gemacht worden. Die Sozialpolitik von oben liebt im Zeitalter der dekorativen Politik mit Fanfaren und Bumbum aufzutreten, und ihre Macher sind darin unübertrefflich von jener beneidenswerten Selbstsicherheit erfüllt, die ihren Ausdruck finden könnte in dem Worte: „Wir werden die Sache schon machen!“

Sehen wir uns zunächst einmal an, worauf das ministerielle Vierergespann, das nun so eifrig den Kampf gegen die unser Volk schwer schädigende Wohnungsnot aufnehmen will, lossteuert: Die Gemeinden, namentlich die größeren, sollen gesunde und billige Wohnungen für die städtischen Arbeiter und niederen Angestellten schaffen; sodann wird empfohlen, daß die Gemeinden im allgemeinen die Herstellung kleiner gesunder und billiger Wohnungen für die unbemittelten Klassen fördern; drittens wird auf die Notwendigkeit von Verkehrserleichterungen zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse hingewiesen; und endlich setzt es eine Reihe von Bemerkungen über eine zweckmäßige Bodenpolitik der Gemeinden. Man sieht, daß das Reskript nicht eben durch Neuheit der Gedanken die Leser zu verblüffen geeignet ist; hat es seine Wichtigkeit als erste offizielle Anerkennung der Notwendigkeit, an die Lösung der Wohnungsfrage heranzutreten, so sind doch andererseits die Schwächlichkeit, Hilflosigkeit und Halbheit des Unternehmens außerordentlich bedenklich. Die Minister erwarten die „Lösung“ der Wohnungsfrage „nur von einem nachhaltigen Zusammenwirken freier wirtschaftlicher und sozialer Kräfte mit der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung und einer umfassenden Thätigkeit der Kommunen“. Man muß zwischen diesen Worten zu lesen verstehen: auf die „freien wirtschaftlichen und sozialen Kräfte“ wird der Hauptnachdruck gelegt, in zweiter und dritter Linie rechnet man auf die Mitwirkung der Gemeinden und des (Einzel-) Staats — ganz außer Betracht bleiben allgemeine grundsätzliche Bestimmungen durch das Reich, von denen alle ernsthaften Freunde der Wohnungsreformen mehr oder weniger Bedeutendes erwarten. Aber die Erfahrungen der letzten Zeit haben ja gezeigt, wie groß die Scheu preußischer Minister vor dem Reichstage sein kann!

Es hört sich ganz schön an, daß die Gemeinden Wohnungen für ihre Arbeiter und niederen Angestellten schaffen sollen; wären die Gemeinden wirklich jene „Lebensgemeinschaften“, die sie sein sollten, dann könnte man dem wohl zustimmen, heute aber wird der Kenner unserer Zustände mißtrauisch werden müssen: in den Gemeinden herrscht dank den vorsintflutlichen Kommunalwahlgesetzen überall der Geldsack, das Kapital; die städtischen Arbeiter unter den heutigen Umständen in städtischen Wohnungen unterbringen, heißt sie der Gefahr größter Abhängigkeit aussetzen. Nur in einer echten Demokratie würde diese Gefahr zurücktreten oder ganz verschwinden. Wir stehen also zu der Schaffung von Regie-Wohnungen nicht grundsätzlich, wohl aber aus zwingenden praktischen Gründen abweisend; wir können und wollen nicht vergessen, daß bei dem großen Streik im Jahre 1899 die preußische Bergwerksverwaltung, dem schlimmen Beispiel von Privatunternehmern folgend, kraft ihres Wohnungskontraktes die streikenden Arbeiter mitten im Winter obdachlos machte, sie rücksichtslos auf die Straße setzte. Und das geschah in einer Zeit, wo von oben her noch offiziell soziale Versöhnungspolitik getrieben wurde.

Der Vorschlag, daß die Gemeinden im allgemeinen die Herstellung kleiner gesunder und billiger Wohnungen fördern sollen, ist unserer Zustimmung sicher, obschon er uns nicht weit genug geht. Im Grunde genommen bedeutet er ja auch nur ein Herumkurieren an Symptomen; selbst unter der abscheulichen kapitalistischen Wirtschaftsordnung würde keine Wohnungsnot existieren, wenn nicht die Einkommensverhältnisse der Menge des Volkes so überaus traurig wären: in erster Linie sind also die Einkommensverhältnisse zu bessern, dann bessern sich auch die Wohnungsverhältnisse, wie man zu sagen pflegt „von selbst“. Zur Linderung der bestehenden Notstände ist aber die Anwendung von Palliativmitteln nicht zu umgehen. Was soll man indessen dazu sagen, daß die preußischen Minister gegen den Wohnungswucher ein paar halbe Maßregeln andeuten — und das heißt noch lange nicht durchsetzen — während sie zugleich mit Pauken und Trompeten für den Brotwucher eintreten? Bedenkt man dies, so entsteht der Verdacht, daß das Reskript nur erlassen worden ist, um das Odium der Volksfeindlichkeit, das auf die preußische Junkerregierung mit lastender Schwere fällt, zu mindern.

Ueberhaupt diese Minister! Da redet man von der Notwendigkeit erleichterten Verkehrs zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, und unter diesem Aktenstück fehlt sogar die Unterschrift des preußischen Verkehrsministers, des berufenen Herrn v. Thielen! Die preußische Verkehrspolitik widerspricht allen sozialen Grundsätzen, Herrn Thielens Sparerei knapst den Arbeitern fortwährend am Lohn herum, seine Unternehmerfreundlichkeit heißt ihm die Privilegien privater Verkehrsanstalten in den Städten in ganz unsozialer Weise schützen — können solche Schäden mit ein paar billigen Ratschlägen an Kommunalverwaltungen aus der Welt geschafft werden?

Schließlich kann das Ministerium in seinem Reskript an die Regierungs-Präsidenten nicht umhin, die Notwendigkeit einer „zweckmäßigeren Bodenpolitik der Gemeinden“ zu betonen, die „ungesunde Bodenspekulation“ als Hauptquelle der Wohnungsmißstände zu bezeichnen und die Gemeinden zu ermahnen, Grundstücke, die für billige Wohnungen geeignet sind, grundsätzlich nicht zu veräußern. Das nimmt sich sehr schön und verständig aus, ist aber doch nur eine Halbheit. Soll das Uebel an der Wurzel angegriffen werden, so muß den Gemeinden wie auch dem Staate Grundstücks-Veräußerung gesetzlich verboten werden. Wenigstens sind gesetzliche Garantien dagegen zu schaffen, daß Staat und Gemeinde sich am Bodenwucher beteiligen. Die Gemeinde muß gesetzlich verpflichtet werden, wenn erforderlich mit Unterstützung des Staates, dem Wohnungsbedürfnis ohne Rücksicht auf das private Eigentum an Grund und Boden zu genügen. Und zu diesem Zweck ist eine gründliche Um- und Ausgestaltung und entschiedene Anwendung des Expropriationsrechtes, wofür England längst das Beispiel gegeben hat, notwendig. Auch hierbei wieder die interessante Einzelheit, daß der Name desjenigen Ministers unter dem Erlaß fehlt, der bei seinen grundlegenden Reden über die Reform der Kommunalbesteuerung auf diese „zweckmäßige Bodenpolitik“ der Kommune hingewiesen hat. Johannes Miquel will nicht mitmachen, und er allein bedeutet mehr als ein halbes Dutzend Rheinbaben und Studt.

Mancher ist ein guter Kerl, aber ein schlechter Musikant: wäre der umgekehrte Schluß berechtigt, dann — müßte das Viergespann der preußischen Minister aus ganz ausgesucht prächtigen Kerlen bestehen. Wer ernsthaft an die Lösung der Wohnungsfrage gehen will, muß das Gemeineigentum am Grund und Boden anstreben; man wird nicht erwarten dürfen, daß sich die preußischen Bureaukraten bis zum 1. März 1902, wo sie den Ministern auf das Reskript antworten sollen, zu dieser Erkenntnis durchgerungen haben.

Politische Uebersicht.

„Die gelben Bestien.“

Daß der Hunnenzug neben der Aufgabe, die Schandthaten der Boxer zu rächen, vor allem auch eine zivilisatorische Mission hatte, das weiß jeder gute Patriot aus seinem Leibblatte auswendig. Die Ordnungspresse hat es immer wieder verkündet, daß es ein Feldzug für Zivilisation und Kultur sei, den der „einzigartige“ Waldersee kommandiert, daß es die Möglichkeit späterer Zivilisationsarbeit an den Chinesen zu retten gelte. Die gelben Bestien, die mongolischen Barbaren konnten nicht abschreckend genug gewalt werden, und wie die Hunnenbriefe zeigen, ist es nicht vergebens geschehen. Weshalb bei der Behandlung der Bestien, der Barbaren Glacehandschuhe anziehen! Daß dort hinten in Ostasien eine alte, tausendjährige Kultur besteht, eine Kultur, die anders ist als die unsere und ihr zweifellos in manchen Stücken nachsteht, die aber immerhin die Chinesen weit über die Stufe der Barbaren erhebt — das hatten die Weltmachtstrunkenen und Borschuhlorbeer-Begeisterten in Deutschland ganz vergessen. Und der Durchschnittsspießer, der überhaupt in dieser Hinsicht nichts zu vergessen hatte, brüllte ihr Urteil nach und schimpfte auf die vaterlandslosen Sozialdemokraten, die sich erfrechten, auch den Chinesen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das Morden in größerem Maßstabe ist nun zu Ende, der Blutdunst verstiegt allmählich und die Trunkenen erwachen wieder zur Besinnung und zum Katzenjammer. Und gerade recht zu dieser nachdenklichen Stimmung kommen jetzt die Entdeckungen eines Ostasienreporters, der für eines der unverdächtigsten Ordnungsblätter schreibt, für die Kreuzzeitung. Er hat entdeckt, daß die Chinesen vortreffliche Landwirte sind, daß ihre Feldkultur selbst den westlichen Kulturbringern noch Vorbild und Muster sein kann. Er schreibt in einem Bericht über den Marsch der Truppen von Tientsin nach Paotingfu u. a.:

„... Die Bestellung der Felder wurde mit jedem Schritt weiter in das Land eine sorgfältigere und schließlich eine geradezu mustergültige. Ich muß rückhaltlos gestehen, daß ich **eine so peinlich sondere Bestellung**, wie zwischen Tientsin und Paotingfu und später auch westlich jener Stadt, **selbst in unseren landwirtschaftlich besseren Provinzen nicht gesehen habe.** Jede Gemarkung ist durch Raine mit sorgsam behauenen Grenzsteinen, jeder Schlag durch breite, sorgfältig gezogene Furchen begrenzt, die Mais- und Kaulcangfelder stehen mit gleichmäßigen Abständen in schnurgeraden Reihen, als wäre die Aussaat mittels der Maschine erfolgt. Die Gerstenfelder sind in lauter Quadrate von 1 bis 2 Fuß Seitenlänge geteilt, die durch schmale, augenscheinlich mit der Hand aufgeworfene Erdstreifen umgrenzt sind, was dem ganzen Felde das Aussehen einer großen Waffel giebt. Ich

Das Recht der Mutter.

Roman von **Helene Böhlau.**

(9. Fortsetzung.) [Nachdr. verb.]

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Ueber dem Strande bei Wiborg liegt dichter Nebel. Milchweiß, nach kräftigem Meeresodem und frischem Birkenlaub und blühendem Graje duftend, verdeckt er die Dächer und Giebel, den Hafen, die alten Mauern und Türme, die Landhäuser inmitten ihrer Gärten, die Irrblöcke und Birkengebüsche, die vollen Wiesen und leichten Hügel des nordischen Städtchens.

Es ist frühester Morgen, die Luft, jeder Ton, jede Lebensregung steht still. Der feuchte, schwere Nebel hält alles im Bann und quillt und wogt.

In einem Hause, das dieser Nebel wie alles für alle Welt verborgen hat, und so versteckt hält, als stände es auf Meeresgrund, schläft noch alles!

In dem hohen, weitläufigen Vorraum tickt eine Uhr in ihrem geschnitzten, von der Diele bis zur Decke reichenden Gehäuse. Altersbraune, kunstvoll geschnitzte Schränke stehen an den Wänden, ehrwürdige Gestalten, an denen unsere wanderlustige Zeit vorübergezogen ist, ohne daß sie dieselben von der Stelle zu bewegen vermocht hätte.

Eine breite, schön geschwungene Treppe, mit sammetweichem Läufer belegt, führt in den oberen Stock, ein schweres Geländer aus derben, birkenen Säulen giebt dieser Treppe Wucht und Kraft.

Neben der Treppe zu ebener Erde führt eine Flügelthür, eine altes Kunstwerk an Einlage und Schnitzarbeit, in ein Zimmer.

Es ist ein hoher Raum. An die Fenster legt sich der Nebel, der draußen alles verhüllt, undurchsichtig an, wie eine Milchglasscheibe.

In den vier Ecken des Zimmers stehen in großen Kübeln frische Fichten mit hellgrünen Trieben, in der Mitte des Zimmers ein geöffneter Flügel.

Von der Decke herab, gerade über dem Flügel, hängt das Modell eines weißen, schlanken Bootes mit Flagge und Segeln, ein langer, blauer Wimpel an dem Maste.

Zierliche Möbel aus schwarz poliertem Holze mit feinen Kanten und Linien aus Perlmutter eingelegt.

Eine herrliche Kopie der Madonna della Sedia. Das Zimmer ist liebevoll gepflegt.

Eine Glasthür führt hinaus auf die Veranda. Und an der breiten, nur von der Eingangsthür unterbrochenen Wand steht ein zierliches Bett, ein wahres Schmuckkästchen. Wie die übrigen Möbel ist es reich mit Perlmutter ausgelegt. Vier hohe Pfeiler tragen einen Himmel, von dem ein weiches, zartfarbiges Gewebe niederfällt. Das junge Geschöpf, das hier im Morgenschlummer liegt, ist ein rosiges Ding und steckt im Bettchen wohlig eingehüllt, die dicken Zöpfe schmiegen sich ihr an Arm und Hals, goldig schimmernd. Die Hände, ganz junge Hände, liegen schlafesmatt auf der Decke, ein wenig geballt zu weichen, runden Fäustchen, bräunlich von Luft und Sonne gefärbt, kleine Wetterhände, die ein noch kindisches Treiben draußen am Meeresstrand, in Garten und Wald verraten.

Sie hat sich bewegt, der Kopf ist ihr jetzt ganz zurückgesunken.

So liegt es sich nicht gut, so kommen böse Träume, auch am hellen Morgen, die bleiben nicht aus!

Und richtig, da gräbt sich eine Falte zwischen den Brauen, die Stirn wird kraus, die Lippen öffnen sich, Unruhe zieht über das schlafende Gesicht — ein angstvoller Atemzug, ein zuckendes Auffahren!

Sie ist wach, mit klopfendem Herzen.

Wer so liegt, den Kopf zurückgeneigt, muß bös träumen, — und sie hat geträumt — einen dummen Traum! Es wahr ihr, als wäre sie die breite Treppe im Hause herabgefallen — so schnell — so tief — und so lang. — Nein, die Treppe war es nicht, es war etwas anderes gewesen, endlos, dunkel und unbekannt.

Im Traum ist alles sonderbar und unbestimmt, scheint uns vertraut und ist es doch nicht.

Es ist schon heller Morgen.

Verschlafene, noch ganz verwirrte Augen richten sich nach den Fenstern, an die der undurchdringliche Nebel noch feucht anliegt.

Da zieht es lebendig über das Gesicht; das Mädchen schlüpft aus dem Bett, wankt noch schlafbefangen, öffnet das Fenster, — und der Nebel zieht ein, legt sich ihr kühl und feucht an die warmen Wangen, durchdringt das leichte Nachthemd. Wie sie schaut! Nichts zu sehen!

Die alte, schwachbelaubte Birke, die so nahe steht, daß ihre Zweige auf dem Dach ruhen, sieht sie nicht — nichts — alles Nebel!

Kein Ton. Augenblicklich nicht. Die Vögel schlafen noch, oder wagen sich in die weißleuchtende Dämmerung nicht hervor.

Und doch! — Jetzt ruft ein Kuckuck — und wieder einer, und wieder einer, fern und nah. Sie rufen wie aus Wolken heraus.

Das klingt geheimnisvoll und fremdartig! Nur Kuckucke, sonst nichts.

Es ist schön, die Natur zu belauschen, zu einer Stunde, in der ihr Thun und Wirken uns fremd ist, da dringt sie so tief zu Herzen.

Langsam geht das junge Mädchen zu ihrem Bett zurück, sinkt davor auf die Knie nieder, legt das rosige Gesicht in die Kissen, faltet die Hände und blickt friedlich vor sich hin.

„Lieber, guter Gott,“ sagte sie, und spricht in ruhiger Gewohnheit leise ihr Morgengebet.

„Laß uns alle, die wir uns lieben, lange beieinanderbleiben.

„Meinen Vater mache mir gesund, dann ist alles gut.

„Ich möchte niemandem auf Erden ein Leid bringen. Ich möchte, daß alle mich immer liebten — und daß es bliebe, wie es jetzt ist. — Wenn es doch anginge, daß wir nicht nach Deutschland reisten!“

Sie schweigt, schaut noch halb schläfrig vor sich hin, ohne sich zu regen.

„Lieber, guter Gott behüt uns alle — Amen.“

Dann schlüpft sie im Nu in ihre sieben Sächelchen, so eilig, so flink, als wäre ihr ein guter Gedanke gekommen.

Die Zöpfe steckt sie hastig um den Kopf, und zwar thut sie dies mit goldenen Haarnadeln, die sie auf dem Tisch vor ihrem Bette eifrig zusammensucht. Ein Kommodenfach schiebt sie auf, und entnimmt diesem ein weißes zusammengefaltetes Tuch, hängt

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19010413/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG